

**Zeitschrift:** Freiburger Geschichtsblätter  
**Herausgeber:** Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg  
**Band:** 78 (2001)

**Buchbesprechung:** Rezensionen

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## REZENSIONEN

Kathrin UTZ TREMP (Hg.), *Quellen zur Geschichte der Waldenser von Freiburg im Üchtland (1399–1439)*, Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 2000 (Monumenta Germaniae Historica. Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters, Bd. 18), X, 837 S., 4 Abb., 1 Faltafel.

Schon wiederholt hat sich Kathrin Utz Tresp in dieser Zeitschrift (auch im vorliegenden Band, S. 7–33) mit verschiedenen Themen im Umfeld der Freiburger Waldenserprozesse von 1399 und 1430 befasst. Im Jahre 1999 veröffentlichte der Geschichtsverein zum ersten Mal seit seiner Gründung vor über hundert Jahren einen Sonderband von 633 Seiten mit den Biographien aller an den Prozessen beteiligten Personen (K. UTZ TREMP, *Waldenser, Wiedergänger, Hexen und Rebellen*). Allein die insgesamt rund zwanzig Publikationen der Freiburger Mediävistin zu diesem Komplex machen deutlich, wie intensiv sich die Autorin seit längerem damit beschäftigt hat.

Aus der Perspektive der Gegenwart betrachtet, handelt es sich bei den Freiburger Waldenserprozessen um ein Paradebeispiel vom Funktionieren einer Gesellschaft, ihrer Traditionen, Gewohnheiten und Rechtsnormen, von Verhaltensmustern gegenüber Randfiguren und Andersdenkenden, kurz, von dem, was heute unter der Bezeichnung «Ausgrenzung» in aller Munde ist. Geschichte, wie man sie lebendiger nicht vor Augen führen könnte! Vorausgesetzt, dass man den trockenen Aussagen der Archivakten auf die Schliche kommt. Es ist anzunehmen, dass die beiden Prozesse von 1399 und 1430 die freiburgische Gesellschaft zutiefst erschüttert haben, aber nicht so stark, dass ihre Spuren durchs Band der überlieferten Quellen sichtbar geblieben wären. Ganz im Gegenteil: abgesehen von den eigentlichen Prozessakten, haben diese Ereignisse in den schriftlichen Quellen kaum oder gar keinen Niederschlag gefunden. Gerade deshalb erschien es der Autorin wichtig, unter dem Gesichtspunkt der Prozesse sämtliche verfügbaren Quellen aus diesem Zeitraum zu sammeln und unter die Lupe zu nehmen, und sie hat dabei Erstaunliches zu Tage gefördert, nämlich das ganze familiäre, soziale und berufliche Beziehungsgeflecht der am Prozess beteiligten Personen. Aus jeweils verschiedenem Blickwinkel und in wechselnden Themenkreisen hat K. Utz Tresp diese

Fragen bereits erörtert, aber alle ihre Bemühungen gingen von der Zielsetzung aus, die Quellen eines Tages mittels einer <endgültigen> Gesamtedition der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Die hier nun vorliegende Edition betrifft in erster Linie die Prozessakten von 1430, dann, in einem Anhang, die Prozessakten von 1399, Auszüge aus den Seckelmeisterrechnungen der Stadt Freiburg und Urkunden zu Richard von Maggenberg, einer Schlüsselfigur der Freiburger Waldensergemeinde. Sämtliche Akten befinden sich im Staatsarchiv Freiburg. Bisher lagen nur die Akten von 1399 in gedruckter Form vor (im *Recueil diplomatique du canton de Fribourg*, Bd. 5, 1853, S. 144–178).

Die eigentliche Textedition nimmt knapp die Hälfte des Bandes in Anspruch. Jedes Aktenstück ist mit Laufnummer, Regest, Datierung und den technischen Hinweisen versehen. Der Quellentext wird von einem doppelten Apparat begleitet: einem textkritischen, der wegen der schmalen Quellenbasis wenig umfangreich ist, und einem Sachapparat, der nur wegen des angezeigten Sonderbandes mit den Biographien in erträglichem Rahmen gehalten werden konnte. Eine Edition steht und fällt mit der Präzision der vom Herausgeber geleisteten Arbeit. Der künftige Benutzer muss sich darauf verlassen können, dass die Transkription bis auf den letzten Buchstaben zuverlässig ist und die am Original gemachten Beobachtungen richtig wiedergegeben und interpretiert werden. Hier steht allerdings der Rezensent vor einer nahezu unlösbaren Aufgabe, denn er müsste vorerst zumindest anhand von Stichproben den Sachverhalt an den Originalen nachprüfen. Da aber die Herausgeberin wusste, dass in Zukunft wirkliche Fachleute mit diesem Instrument arbeiten würden und der Rezensent beim Lesen der anderen Hälfte des Bandes punkto Genauigkeit zu einem makellosen Befund gekommen ist, so hat er keine Bedenken, in dieser Hinsicht von jeglicher Rüge Abstand zu nehmen.

Vom beachtlichen Umfang des Bandes ist gut die Hälfte der Einleitung und den Registern (Namenregister, Wortregister) gewidmet. Nebst einer Einführung in die Zeit der beiden Prozesse und einer chronologisch angeordneten Darstellung der Ereignisse befasst sich die Autorin besonders mit den Akten des Prozesses von 1430, die in einem Aktenbündel des Freiburger Staatsarchivs überliefert, aber dort keineswegs in chronologischer Reihenfolge aufgezeichnet sind. Sie richtet ein besonderes Augenmerk auf die reichlich komplizierte aktengenetische Situation (S. 57ff. und 131ff.), eine Frage, die beim Studium von Originaldokumenten nie vernachlässigt werden darf. Sie versucht dann auch, den Ablauf des Prozesses in seinen verschiedenen Phasen zu rekonstruieren, die Zusammensetzung des Gerichts, dessen Tätigkeit und die Arbeit der Notare zu durchleuchten.

Der an freiburgischer Geschichtsschreibung interessierte Leser wird schliesslich mit besonderer Aufmerksamkeit das Kapitel über die «Rezeptionsgeschichte» (S. 159–185) zur Kenntnis nehmen, in dem es darum geht, wie weit das Thema der Freiburger Waldenserprozesse bisher überhaupt bekannt war und wie es von den Historiographen beurteilt wurde. Bereits im 16. Jahrhundert hatte der humanistische Gelehrte Wilhelm Techtermann, sei-

nes Zeichens Staatsschreiber, in seiner «Collection diplomatique» eine Zusammenfassung der Prozesse gegeben, wobei er weitgehend die gleiche Stellung einnahm wie die Inquisitoren im 15. Jahrhundert. Ein ganz anderer Ton wird von Chorherr Charles-Aloyse Fontaine (1754–1834) angeschlagen. Dieser grosse Freiburger Allrounder hat zwar die Akten nicht publiziert, aber in seiner 24 Bände umfassenden «Collection diplomatique» sowie in seinen Kopien der Seckelmeisterrechnungen (34 Bände) transkribiert und mit Kommentaren versehen, die ihn als wahrhaft aufgeklärten Vordenker in Erscheinung treten lassen. Ein knappes Jahrhundert später fiel dann die von Fontaine hochgehaltene Idee der Toleranz beim reformierten Pfarrer Gottlieb Friedrich Ochsenbein auf fruchtbaren Boden, wenn er (mitten im Kulturkampf) schreibt: «Man lebt nicht 23 Jahre unter Katholiken, ohne das Gute zu erkennen, das ihre Kirche birgt, und über ihre Art von Christenthum anders zu denken, als der konfessionelle Hadergeist beliebt».

Gäbe es ein schöneres Beispiel, um zu zeigen, wie sehr die historische Forschung, die einem zutiefst menschlichen Bedürfnis entspricht, als dauernder Prozess zu begreifen ist, in dem jede Epoche zu der ihr angemessenen Beurteilung der Vergangenheit kommen muss? Damit ist angedeutet, dass die Erforschung der Freiburger Waldenserprozesse keineswegs abgeschlossen ist, trotz der beeindruckenden Publikationen von Kathrin Utz Tremp; die Autorin hat mit ihrem Quellenwerk vielmehr das unerlässliche Werkzeug dazu geschaffen, das gleichzeitig einen markanten Eckstein in der freiburgischen Historiographie darstellt. Noch vor wenigen Jahren hätten sich selbst gute Kenner der mittelalterlichen Geschichte nicht vorstellen können, dass Freiburg im Üchtland in der renommierten Reihe «Monumenta Germaniae Historica», die jedem Mediävisten ein Begriff ist, mit einer Quelle vertreten sein würde, und dann erst noch in einer so mustergültig bearbeiteten Edition.

JOSEPH LEISIBACH

Jean STEINAUER, *Patriciens, fromagers, mercenaires. L'émigration fribourgeoise sous l'Ancien Régime*, Lausanne, Editions Payot, 2000, 288 S.

Stramm und mit scheinbar unbeteiligter Miene präsentieren sie das Gewehr: die Freiburger Soldaten, die den Umschlag des neuesten Buches von Jean Steinauer zieren. Um 1800 geschaffen, gehören sie zu einer Weihnachtskrippe, die sich heute im Sensler Museum Tfers befindet, und geben trotz ihres stereotypen Ausdrucks den unzähligen Freiburgern in fremden Diensten ein identifizierbares menschliches Gesicht. Genau dies beabsichtigt der Autor mit seiner Untersuchung über die Freiburger Auswanderung unter dem Ancien Régime, einem Band, den man nicht so schnell aus der Hand legt, hat man die Lektüre erst einmal begonnen. Zahllose ins Ausland geschickte Männer im Austausch gegen Salz und Geld, Bauernsöhne, die man in Uniformen steckt, um sie dem König von Frankreich zu vermieten, Käser, die Gold scheffeln,

indem sie ihren Käse exportieren, und Patrizier, die daraus ihren Gewinn ziehen: «C'est Fribourg, un Etat moderne.» Nur seltsam, dass die beiden Infanteristen, die diese provozierende Aussage auf der Rückseite des Bucheinbands zu bewachen haben, ihr Gewehr rechts und nicht, wie auf der Vorderseite links präsentieren, als wären sie einem durchaus irdischen «Zauber» zum Opfer gefallen.

Während des Ancien Régime wanderten die Freiburger in grossen Scharen aus, nicht etwa weil Hungersnot oder Elend sie auf der Suche nach dem Gelobten Land aus der Heimat trieben oder weil Abenteuerlust und Erlebnisdrang sie in die unbekannte Ferne zogen, sondern weil sie Spielfiguren auf dem Schachbrett einer ausgeklügelten Wirtschaftspolitik waren, die auf den drei Grundpfeilern Käse, Salz und «Kanonenfutter» gründete. So könnte man die Grundthese zusammenfassen, die Jean Steinauer aus seinen langjährigen Forschungen über die freiburgischen Söldner in französischen Diensten gezogen hat: «La livraison de milliers d'hommes à la France résultait d'une politique parfaitement cohérente et continue» (S. 7). Der Söldnerdienst wird hier endlich nicht mehr als Aneinanderreihung von Kriegszügen, Schlachten, Siegen und Niederlagen oder als Porträtgalerie ordenübersäter und ruhmesbedeckter Offiziere aus einflussreichen Patrizierfamilien beschrieben, als «einziger Heldengesang», den eine Heerschar von Autoren im Schlepptau von Gonzague de Reynold in pathetischen Worten beschwor. Steinauer arbeitet dagegen den Mechanismus heraus, der diese ganze Maschinerie in Gang hielt und der auch heute noch in ein paar Relikten auszumachen ist; dazu hat er den unüblichen Blickwinkel des «kleinen Mannes» gewählt, der von der Geschichtsschreibung lange, allzu lange übersehen wurde. Und siehe da: dort wo angeblich keine Dokumente zu finden waren, wo keine Quellen zu sprudeln schienen, gab es Unterlagen zuhauf, nicht nur in Frankreich, sondern auch in schweizerischen Archiven. Je nach der Brille, die sich der Historiker auf die Nase setzt, sieht er das Material oder nicht, das sich vor seinem Schreibtisch aufstapelt, zum Beispiel Berge von Papieren in den öffentlichen Archiven von Vincennes und Lille oder die «Recrouten Rodell» im Freiburger Staatsarchiv.

Steinauers Auseinandersetzung mit «Patriziern, Käsern und Söldnern» ist in zwei Hauptteile gegliedert, die sich in Methodik, Darstellungsweise und Inhalt deutlich voneinander unterscheiden. In der ersten Hälfte begleiten wir drei junge Soldaten aus Saint-Aubin auf ihrem Weg nach Lille, in den Garnisonsalltag, während der zweite Teil das Wirtschaftssystem vorstellt und analysiert, das vom Freiburger Patriziat im 17. Jahrhundert entwickelt wurde und bis 1792 mehr oder weniger reibungslos funktionierte; zum einen eine Geschichte des Alltagslebens in der militärischen Emigration kurz vor der Französischen Revolution, eine Geschichte der uniformierten Bauernsöhne aus dem Freiburgerland, zum anderen eine sozio-ökonomische Untersuchung des Systems, auf dem die Aussenpolitik der Republik Freiburg zu einem grossen Teil beruhte. Dieser doppelte Ansatz, mit dem sich Steinauers Buch quer in den bereits seit längerem ausgetrampelten Pfad der traditionellen Geschichtsschreibung des eidgenössischen Söldnerdienstes stellt, schafft

ungeahnte erkenntnisfördernde Perspektiven und lässt sich überdies dank der geschliffenen Prosa des Autors mit Genuss lesen.

Unter den Svendborger Gedichten von Bertolt Brecht finden sich die «Fragen eines lesenden Arbeiters», in denen nicht nur nach den namenlosen Bauarbeitern von Theben, Babylon oder Byzanz gefragt wird, sondern auch nach den Soldaten, die ihr Leben für den Ruhm von Feldherren und Heerführern hingaben: «Der junge Alexander eroberte Indien. / Er allein? [...] / Friedrich der Zweite siegte im Siebenjährigen Krieg. Wer / siegte ausser ihm? / [...] Alle zehn Jahre ein grosser Mann. / Wer bezahlte die Spesen?» Auf den ersten 140 Seiten seiner Untersuchung führt uns der Autor anschaulich vor Augen, wer die Spesen zu zahlen hatte, selbst wenn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Frankreich kein regelrechter Krieg mehr zu führen war. Unter den Stichwörtern «Partir – Tenir – Rentrer» werden wir mit dem Leben eines aufrechten Freiburger Soldaten in Frankreich bekannt gemacht, von der Anwerbung und dem Marsch in die Garnison über den Drill, den unheilvollen Mechanismus der Verschuldung und den monotonen Alltag in der Kaserne bis zur Entlassung aus der Armee, dem Tod im Spital und der Heimkehr beziehungsweise Niederlassung in der Fremde.

Im Mittelpunkt steht dabei das Regiment de Diesbach, dessen Bestände zu 65% freiburgisch waren. Trotz des ausgeprägten Korpsgeistes in den einzelnen Kompanien, der vor allem darauf beruhte, dass die Soldaten miteinander verwandt waren oder aus dem gleichen oder einem benachbarten Dorf stammten, betrug der Desertionsgrad bei Freiburgern wie Nichtfreiburgern rund 20%. Auf ehrenwerte Weise dem Soldatenleben Adieu zu sagen, war höchst schwierig; einerseits hatte man nichts Anderes gelernt, andererseits war das System so eingerichtet, dass man einfach weiter machen musste. Da der Sold äusserst knapp bemessen war und kaum für den Lebensunterhalt ausreichte, waren viele auf Vorschüsse angewiesen, die ihnen von den Offizieren bereitwillig gewährt wurden. Jakob Jutzet aus St. Silvester musste beispielsweise 1783 von den 120 Pfund Handgeld für eine neue Verpflichtung umgehend wieder 100 zur Bezahlung seiner Schulden abgeben. Als 1792 das Regiment aufgelöst wurde, stellt sich für alle die Frage des «Was nun». Neubeginn in der alten Heimat? Oder in Frankreich? In beiden Fällen war die Wiedereingliederung schwierig. Im Freiburgerland begegnete man den Heimkehrern überwiegend mit Argwohn und Ablehnung, und für ein ziviles Leben in Frankreich hatte man ausser den im Kriegshandwerk erworbenen Fähigkeiten kaum etwas anzubieten. So entschieden sich viele für den Wechsel in die Armee der Französischen Republik, nicht aus revolutionärem Eifer oder aus politischer Überzeugung, sondern in kühler Abwägung der Chancen, die sich den militärischen Migranten boten. 51 Unteroffiziere und Soldaten umfasste die Kompanie Vonderweid des Regiments Vigier im Augenblick der Verabschiedung, und 35 von ihnen wechselten zur Revolutionsarmee, darunter Louis Jenny aus Tafers, Wilhelm Egger aus Giffers und Moritz Zbinden aus Rechthalten. Ihnen deshalb Verrat an der Krone oder mangelnde Vaterlandsliebe vorzuwerfen, griffe zu kurz und wäre unangemessen. Im Licht der Aus-

wanderungsproblematik können sie als Teil eines politischen und wirtschaftlichen Austausch- und Handelssystems begriffen werden, das mit dem Untergang des Ancien Régime zusammenbrach, nachdem es zuvor eine der Grundlagen für den Wohlstand der Stadt und Republik Freiburg und der Freiburger Patrizier gebildet hatte.

Im zweiten Teil seiner militärischen Emigrationsgeschichte beschreibt Jean Steinauer in drei Kapiteln den Mechanismus, der das patrizische Wirtschaftssystem «im Innersten zusammenhielt», die «integrierten Schaltkreise», die es den regimentsfähigen Familien erlaubten, vermittels des Besitzes von Alpweiden, des Söldnerdienstes und der Beteiligung an der Regierungsgewalt zu Reichtum und Macht zu gelangen. Auf der einen Seite importierte man, hauptsächlich aus Salins, das zur Käseproduktion unerlässliche Salz, auf der anderen Seite exportierte man Käselaibe und Soldaten, so dass aus Handel, Rekrutierungswesen und königlichen Pensionen ein reichlicher Geldfluss in die Republik zurückströmte. Führte die Entwicklung der Viehzucht und Milchwirtschaft, auf der die Käseausfuhr beruhte, dazu, dass in der Landwirtschaft weniger Arbeitsplätze zur Verfügung standen, so liessen sich die überzähligen Arbeitskräfte leicht in die militärische Auswanderungspolitik integrieren:

«Ainsi tous les circuits d'échange entre Fribourg et la France sont-ils, en dernière analyse, intégrés dans un système que le roi de France commande et qui s'inscrit dans l'espace avec une parfaite clarté. De Salins partent les cargaisons de sel, via le col de Jougne et Pontarlier, Grandson, le lac de Neuchâtel, le port d'Estavayer. Une partie est offerte gratuitement aux familles patriciennes par le distributeur [Salzmeister] à Fribourg, une autre est vendue aux éleveurs de bétail et aux teneurs de montagne en Gruyère. De la Gruyère partent les fromages, via Bulle et Châtel-Saint-Denis, le port de Vevey et le Léman, Genève et Seyssel sur le Rhône, jusqu'aux magasins de Lyon. De Fribourg partent les recrues, vers les quartiers d'assemblée des régiments outre-Jura: Huningue, Belfort. Chacun de ces courants engendre en retour un flux de monnaie en bonnes espèces métalliques: de Fribourg vers Salins ou Paris, le paiement du sel; de Lyon vers Fribourg, le produit de la vente des fromages; et de Paris via Soleure vers Fribourg, le versement des pensions. Les paiements dus aux propriétaires de compagnies se font probablement partie en France, et partie à Fribourg» (S. 196–197).

Jean Steinauer begnügt sich jedoch nicht mit der Ausbreitung sozio-ökonomischer Thesen, sondern schildert detailreich und mit unverhohlenem Vergnügen eine Reihe von Phänomenen, Ereignissen und Einrichtungen, die vor dem Hintergrund der freiburgischen Auswanderung in neuem Licht erscheinen. Zu erwähnen sind etwa die Geschichte der Familie Castella, deren drei Zweige – die Castella «brillants», «luisants» und «éclatants» – miteinander wetteiferten, und die Affäre Jean-Frédéric-Roch de Diesbach, der 1711 in der Eidgenossenschaft ein Regiment von 1600 Mann für die Niederlande und damit für die Habsburger aushob, eine Provokation für den französischen König, die zu einer zeitweiligen Sperre der Salzimporte führte und damit das

ganze Wirtschaftssystem empfindlich störte. Nebenbei erfahren wir auch allerhand Interessantes über den machtpolitischen Hintergrund der Innenausstattung der Ignatius-Kapelle im Kollegium St. Michael und über die «folkloristische Rekonstruktion» der guten alten Fremddienstzeit im Festumzug, der 1957 einen der Höhepunkte der 800-Jahrfeier der Gründung Freiburgs bildete.

Der Anhang des Buches umfasst ein nützliches Glossar von «Ambulante» bis «Suisse de porte», die Liste der Freiburger, die im Regiment de Diesbach dienten (1787–1792), die Gefechtsordnung des Regiments de Diesbach bei dessen Auflösung (9. September 1792) und eine Ausgewählte Bibliographie, deren Auswahl von einigen Freiburger Historikern nicht als solche erkannt und deshalb in müssiger Polemik von ihrer Zusammensetzung her wie als Pars pro toto in Frage gestellt wurde. Auch wenn ein Register fehlt, lässt der mit fast 40 Schwarzweissabbildungen sowie mehreren Karten und Tabellen ausgestattete Band sofort erkennen, dass ihm – was heute schon längst nicht mehr selbstverständlich ist – eine sorgfältige lektoratsmässige Betreuung zuteil geworden ist.

HUBERTUS VON GEMMINGEN

Hermann SCHÖPFER, *Les monuments d'art et d'histoire du canton de Fribourg*, Bd. IV, *Le district du Lac I*, Basel, Wiese Verlag, 1989, 468 S., 419 Abb.

Hermann SCHÖPFER, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Freiburg*, Bd. V, *Der Seebezirk II*, Basel, Wiese Verlag, 2000, 532 S., 427 Abb.

Wozu dienen eigentlich die Kunstdenkmälerbände, die ihres schwarzen Einbands wegen gelegentlich als «Särge» bezeichnet werden? Wird in und mit ihnen unsere Kunst und Kultur im Allgemeinen oder das Kunstdenkmal im Besonderen zu Grabe getragen? Legen sie ein für allemal fest, was ein – schützenswertes – Objekt ist, das damit den Status eines Noli me tangere, Rühr mich nicht an, erhält? Gibt sich mit ihnen das kunstbeflissene Bürgertum ein Instrument oder ein Kompendium, um sich seines unveräusserlichen Besitzes zu vergewissern? Bevor hier auf diese Problematik etwas näher eingegangen wird, gilt es erst einmal festzustellen, dass mit dem 81. und 95. Band der «Kunstdenkmäler der Schweiz» – im Folgenden abgekürzt [Seebezirk] Band I bzw. Band II genannt –, herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK) «mit eidgenössischen, kantonalen, kommunalen und privaten Subventionen», nicht nur der aussergewöhnlich reiche Ertrag der langjährigen Forschungstätigkeit eines Autors vorliegt, der «kein Kunsthistoriker im Elfenbeinturm, sondern ein kenntnisreicher Generalist mit überaus grossem Engagement» (Bd. II, S. VIII) ist, sondern auch das ausserordentlich dichte zweibändige kulturhistorische Porträt des Freiburger Seebezirks, dem auf diese Weise die Ehre zu Teil wird, als erster aller kantonalen Bezirke umfassend dokumentiert und gewürdigt zu werden. In der Tat ist es in unserer schnäppchenorientierten und spezialisierungswütigen Zeit selten geworden, ein derartiges



fächerübergreifendes Opus magnum vorgelegt zu bekommen und einen Generalisten vom Schlag Hermann Schöpfers am Werk zu sehen: temperamentvoll, kompromisslos, sachlich, doch auch, wenn es die Sache erfordert, emotional und verbal engagiert, dabei gelegentlich zu überraschenden Schlüssen gelangend («Die Fassaden [des Murtner Waisenhauses] haben etwas von der Gewalttätigkeit der Revolution», Bd. II, S. 210). Persönlichkeiten wie dem inzwischen in den «Unruhestand» getretenen Freiburger Kunstdenkmälerinventarisator (hinter diesem Unwort verbirgt sich beileibe kein kafkaesker Held), als überzeugter Humanist des 20. Jahrhunderts eine Spezies, der man im neuen Jahrtausend immer seltener begegnen dürfte, hätte man an den Hochschulen oder in den Museen schon längst einen eigenen Kommunikations- und Lehrbereich zur Verfügung stellen müssen, «afin de sauvegarder notre passé pour mieux construire l'avenir» (Bd. I, S. XIII), um «die Sedimentierung der Geschichte aufzuzeigen und das freizulegen, was Gestern und Heute verbindet» (Bd. II, S. X). Wie weit diese Sedimentierung sogar im Umgang unserer Vorfahren mit Tieren festzustellen ist, führte uns der Autor vor kurzem in seinem Vortrag und Geschichtsblätterbeitrag «Geyßen oder Böck, vil oder wenig. Das Tier in den Murtner Ratsmanualen und Rechnungen des 15. bis 18. Jahrhunderts» (FG 77, 2000, S. 131–151) überzeugend vor Augen.

Als Schnittstelle zwischen Vergangenheit und Zukunft verstanden, haben die Kunstdenkmälerbände durchaus eine brisante kulturpolitische Funktion, denn was sie erfassen, verzeichnen und kommentierend einordnen, gehört häufig zu jenen lästigen Dingen, die einer fortschritts- und kommerzversessenen Gesellschaft im Weg zu stehen pflegen und am besten gestern statt morgen beseitigt oder entsorgt werden. Wenn man beispielsweise die Geschichte des Schlosses Greng nachliest (Bd. II, S. 324–334) und sich das grossartige Konzept dieser Anlage oder Einzelemente wie den Empire-Salon, «der an Qualität und Grösse vermutlich in der Schweiz nicht seinesgleichen hatte», vor Augen hält, kann man dem Autor nur beipflichten, dass hier «eine beispiellose Zerstörung» stattgefunden hat: «Von alter Substanz, Struktur und Form blieb wenig mehr als Schein» (Bd. II, S. 334). Ähnlich freimütig wird auch die Zerstörung der alten Kirche von Villarepos beurteilt: «Avec la démolition de son ancienne église, le village de Villarepos perdit non seulement son centre architectural et spirituel, mais encore une jolie église de campagne de style baroque» (Bd. I, S. 266). Da der Kanton Freiburg nur noch wenige barocke Landkirchen vorweisen kann, war das Gotteshaus von Villarepos von hohem kantonalem Interesse, das beim Abriss mitsamt den Steinen in der Sondermülldeponie landete.

Wollte man bisher etwas Verlässliches über so entlegene Bauten wie die Johanneskapelle von Grossguschelmuth oder das eindrucksvolle Hotel Richard in Môtier erfahren, griff man zum dritten Band des «Kunstführers durch die Schweiz», der, herausgegeben von der GSK, seit 1982 in mehreren Auflagen erschienen ist und augenblicklich einer aufwändigen Gesamtrevision unterzogen wird (vgl. hvg., *Freiburg in kunsthistorischer Sicht*, in: Freiburger Nachrichten, 30. Juni 1982). Als Autor für die Stadt Freiburg, den Sense- und den Seebezirk, aber auch, gemeinsam mit Andres Moser, für die Ämter Schwarzenburg und

Laupen, waltete einmal mehr Hermann Schöpfer. Müssen in diesem Führer vier Zeilen im Telegrammstil für das malerische Dörfchen Lurtigen reichen, so sind es im Kunstdenkmälerband dreieinviertel Seiten mit einem Kartenausschnitt, einer Flugaufnahme und einer Abbildung des Dorfkerns, die eine immer noch gedrängte Übersicht über die wichtigsten Lurtiger Bauten enthalten. Heisst es im Kunstführer lapidar «Gemeindeofenhaus Nr. 43 mit Archivtresor 1738», so erfahren wir nun mehr über dieses geheimnisvolle Nebeneinander von Backofen und Archiv, dessen Inhalt kaum zum Anfeuern bestimmt gewesen war, selbst wenn der Archivschrank an einen «Blockofen» erinnert (Bd. II, S. 409).

Von den fünf Kunstdenkmälerbänden, die bisher über den Kanton Freiburg erschienen sind – drei, aus der Feder Marcel Strubs, sind der Stadt Freiburg, zwei dem Seebezirk gewidmet – ist der fünfte der erste Band, der in deutscher Sprache veröffentlicht wurde. Schöpfers Band über die französischsprachigen Gemeinden des Seebezirks musste ins Französische übersetzt werden, um den Veröffentlichungskriterien der GSK und den sprachlichen Gepflogenheiten des Kantons Freiburg zu entsprechen. Ganz offensichtlich war diese Übersetzung «une tâche fort délicate» (Bd. I, S. XII), werden doch im Vorwort nicht weniger als sechs Personen genannt, die neben dem Autor mit dieser Übertragung beschäftigt waren, während der CIP-Kurztitel der Deutschen Bibliothek, der sonst immer peinlich genau alle Übersetzer aufzählt, keinen einzigen Namen zu nennen weiss.

Auf 1000 Seiten und in 846 Abbildungen – Fotografien, historische Dokumente und zahlreiche Pläne, darunter auch Faltafeln der Murtner Stadtbefestigung – wird der Seebezirk Gemeinde für Gemeinde präsentiert. Die vielfältigen, faktenreichen Angaben können im Rahmen dieser Besprechung gar nicht richtig gewürdigt werden, vor allem wenn man bedenkt, dass sie sozusagen die Spitze des Eisbergs bilden, dass aus Platzgründen auf vieles verzichtet werden musste. So sei hier nur von ein paar überraschenden Entdeckungen berichtet, die dem Zufall des Blätterns zu verdanken sind. Sie sollen stellvertretend für den immensen Gewinn an Erkenntnissen und Einsichten stehen, den eine systematischere Lektüre erbrächte. Als «pièce de résistance» kann das Kapitel über die Stadt Murten bezeichnet werden, das allein 282 Seiten füllt. Die übrigen Seiten der beiden Bände sind den Landgemeinden des Seebezirks vorbehalten; es sind dies im einzelnen: Agriswil, Altavilla, Barberêche, Büchslen, Burg, Cordast, Cormérod, Corsalettes, Courgevaux, Courlevon/Coussiberlé, Cournillens, Courtaman, Courtepin, Courtion, Cressier, Fräschels, Galmiz, Gempenach, Greng, Gurmels, Guschelmuth, Jeuss, Kerzers, Kleinbösing, Liebistorf, Lurtigen, Meyriez, Miséry, Muntelier, Ried, Salvenach, Ulmiz, Villarepos/Chandossel, Wallenbuch, Wallenried sowie die Gemeinden des Oberen und Unteren Wistenlachs.

Jede Gemeinde wird nach demselben Schema dargestellt: Auf die Kirche (falls es sie gibt) und die Kapellen folgen die öffentlichen und halböffentlichen Bauten (Schule, Gast- und Wirtshäuser, Ofenhaus, Mühle und Öhle, Schmiede, Käserei), des weiteren die Privathäuser und schliesslich die zur betreffenden Gemeinde gehörigen Weiler. Da die Bauernhausforschung im Kanton Freiburg

bereits beachtliche Resultate vorweisen kann – man denke nur an die drei grundlegenden Veröffentlichungen von Jean-Pierre Anderegg –, liegt der Schwerpunkt von Schöpfers Gemeindeporträts auf der Siedlungsgeschichte. An die bau- und kunsthistorischen Ausführungen schliesst sich eine Dokumentation an, die, soweit vorhanden, Quellen und Literatur sowie Plan- und Bilddokumente auflistet. Die Anmerkungen, die im ersten Seebezirkband jeweils nach den Quellen abgedruckt waren, sind im zweiten Band im Anhang vereint, wo sie offenbar weniger stören (vor nicht allzu geraumer Zeit hatten sie, wie in den «Freiburger Geschichtsblättern», leserfreundliche Fussnoten gebildet) und im direkt anschliessenden Abkürzungs- und Literaturverzeichnis aufgeschlüsselt werden, so dass nur jene in eifriges Blättern geraten, die tatsächlich den vollständigen Inhalt einer Anmerkung kennenlernen möchten. Vor dem ausführlichen Register, das Personen- und Ortsnamen mit Sachbegriffen vereint, befinden sich einige Tabellen mit «poinçons d'orfèvres» und «marques de tâcherons» (Steinmetzzeichen), was Band I, sowie «Silberschmied- und Zinngiessermarken», was Band II betrifft.

Wieviel Mühe und Aufwand in physischer wie geistiger Hinsicht in einer einzigen Seite dieser in einer Auflage von 8000 Exemplaren gedruckten Bände steckt, lässt sich nur erahnen. Langjährige Archivlektüre und endloses Aktenstudium waren vonnöten, aber auch zahllose Ortsbesichtigungen, Arbeitssitzungen, Konsultationen von Spezialisten, Gutachten, Stellungnahmen, Besprechungen und Objektanalysen. Zu entziffern und auszuwerten waren alle möglichen Archivadokumente von Ratsbeschlüssen und Testamenten über Bauverträge bis zu Abrechnungen, des weiteren die seit 1812 erstellten Brandkataster, frühe Landkarten und Stadtpläne. Die enge Zusammenarbeit mit Fotografen und Zeichnern war ebenso wichtig wie die redaktionelle Begleitung des Autors durch die kantonale Kunstdenkmäler-Kommission (der Kanton Freiburg finanziert die Veröffentlichung der Bände), die Redaktionskommission der GSK, einen GSK-Gutachter, eine Herstellungsredaktion und einen Buchgestalter, der Text und Abbildungen in ein ästhetisch überzeugendes und ausgewogenes Verhältnis zu bringen hatte.

Zu den Mitarbeitern des Autors, die entscheidend zum guten Gesamteindruck der beiden Bände beitragen, gehören die Fotografen, insbesondere Jacques Thévoz, Primula Bosshard und Yves Eigenmann, deren Blick jenen der Leserschaft lenkt, ob es sich nun um eine Aussenansicht, ein effektiv arrangiertes Interieur, ein minutiös ausgeleuchtetes Altarbild oder eine Heiligenstatue handelt. Ebenso wichtig für das gepflegte Erscheinungsbild ist die Einheitlichkeit des Planmaterials: all die von Othmar Mabboux Vater und Sohn, Patrice Bulliard, Claude Rossier und Yves Eigenmann angefertigten Aufrisse, Schnitte, Grundrisse oder Planaufnahmen, die es für das Verständnis eines Baus oder eines Ortsbildes braucht. So lässt, um nur ein Beispiel herauszugreifen, erst der umgezeichnete Situationsplan von 1847 erkennen, wie raffiniert die Gesamtanlage des ehemaligen Herrenhauses Fegely in Monterschu einst gewesen war; zum Schösschen gehörte neben einem ummauerten Französischen Garten, dessen Geviert erhalten ist, ein im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts

angelegter und heute nicht mehr bestehender Englischer Garten, der auf beiden Seiten die Querachse verlängerte, so dass hier «zwei gegensätzliche Konzepte auf kleinstem Raum» vereint waren (Bd. II, S. 367).

In seiner baugeschichtlichen Darstellung Murtens hebt Hermann Schöpfer einen Aspekt hervor, der dazu führen wird, dass so mancher architekturhistorische Abriss der Stadt neu geschrieben werden muss. Die barocke Bauwut – der «Bauwurm» –, der Murten im ausgehenden 17. Jahrhundert erfasste, bewirkte, dass heute in der Hauptgasse nur noch spärliche Reste gotischer Häuser anzutreffen sind. Die Hausfassaden, die nun vom gelben Neuenburgerstein aus Saint-Blaise bestimmt wurden, gaben dem Städtchen ein zuvor unbekanntes Gepräge: «Dieses neue Gesicht ist, wie die damalige politische Zugehörigkeit erwarten liesse, weder bernisch noch freiburgisch, sondern neuenburgisch» (Bd. II, S. 20). Die Abhängigkeit vom Nachbarkanton zeigt sich jedoch nicht nur im Material, sondern auch in der Fassadengestaltung, im Formengut und in den «tüchtigen Handwerkern und Baumeistern» aus Neuenburg, die in Murten tätig waren.

Das ehemalige Haus Peillon in der Nachbargemeinde Merlach/Meyriez (die lebenden Kolummentitel des Kapitels beharren ebenso starrsinnig wie irrtümlich darauf, es müsse «Meyrier» heissen), ein schmucker Herrnsitz des 18. Jahrhunderts, der 1977 in einem «acte de barbarie» (Bd. I, S. 235) abgerissen wurde, um Platz für die Eingangshalle des Murtner Schwimmbades zu schaffen, beherbergte in den 1920er Jahren auf Einladung von Marie-Catherine Hartung-Chatonay für einige Jahre den bekannten Freiburger Geographieprofessor Paul Cantonneau, der hier seine aufsehenerregende Schrift über die Begründung einer analytischen Geodäsie verfasste (vgl. Bd. I, S. 241, Anm. 170a). Für eine Überraschung ganz anderer Art sorgt das Kapitel über Chandossel, ein Dorf, das nicht nur über ein in seiner Art einzigartiges Gemeindehaus von 1802 verfügt, sondern auch Standort der ehemaligen Kartause Friedental (*Cartusia vallis pacis*) war (Bd. I, S. 276–277). Von diesem für das 14. Jahrhundert bezeugten Kloster fehlt vor Ort jede Spur, so dass man auf der Suche nach dem «Val de la paix» ins Sinnieren über die Nichtigkeit menschlichen Tuns geraten könnte.

Eine weitere Zufallsentdeckung soll hier, bevor es der guten Dinge zuviel sind, einen metallenen Schlusspunkt setzen: die unter den Bauten des Weilers Kleingurmels aufgeführte ehemalige Schifflenenbrücke. In der Tat spielte Kleingurmels zwischen 1890 und 1963 als Brückenkopf eine gewisse Rolle, die mit dem Bau der Schifflenenstaumauer wieder verloren ging. Die 50 m lange Brücke über die Saane, eine Eisenkonstruktion in der Art der ersten Grandfeybrücke, war 1863–1865 errichtet worden, also lange vor der in den 1890er Jahren gebauten Strasse, denn ursprünglich war dieser Bau, von dem weder Pläne noch Fotos bekannt sind, für eine nie realisierte Eisenbahnlinie zwischen der Station Düdingen und dem Seebezirk vorgesehen. Wie die Thusybrücke im Greyerzersee, liegt auch dieses Relikt einer Geisterbahn unweit von Bad Bonn unter den Wassermassen des Schifflensees begraben.

HUBERTUS VON GEMMINGEN

Christian SCHMUTZ / Walter HAAS, *Senslerdeutsches Wörterbuch. Mundartwörterbuch des Sensebezirks im Kanton Freiburg mit Einschluss der Stadt Freiburg und der Pfarrei Gurmels*, unter Mithilfe von Ingrid HOVE SEEWER und Barbara BÄTTIG, Zeichnungen von Anna HAAS, Freiburg, Deutschfreiburger Heimatkundeverein, Paulusverlag, 2000 (= Deutschfreiburger Beiträge zur Heimatkunde, Bd. 65), 729 S., etliche Karten und Abbildungen.

Beim Stichwort *Mundartwörterbuch* denken (historisch) Gebildete in erster Linie an das «Idiotikon», das «Schweizerische Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache», wie der genaue Titel lautet. Bei diesem Werk handelt es sich um ein lexikographisches Grossunternehmen, ein Jahrhundertwerk im wahrsten Sinne des Wortes: Die erste definitive Lieferung erschien 1881, mittlerweile sind der 15. Band abgeschlossen (1999) und die erste Lieferung des 16. Bandes (128 Spalten bis zum Wort *wēnig*) erschienen. Lange Zeit war das Werk nur durch exakte Kenntnis seiner Aufbauprinzipien zu benutzen, seit dem 12. Band enthält jeder Band ein Register, und für die früheren Bände liegt seit 1990 ein eigener Registerband vor. Wenn dieses wissenschaftliche Grossunternehmen auch die Lexikographie des Schweizerdeutschen dominiert, so wird der Wortschatz der schweizerdeutschen Dialekte doch nicht nur durch das «Idiotikon» erfasst. Die Schweizer Dialektlexikographie ist über 200 Jahre alt, also älter als das «Idiotikon», und sie umfasst auch etliche kleinräumig angelegte Mundartwörterbücher. Gerade seit Ende der achtziger Jahre sind in der deutschsprachigen Schweiz eine Reihe regionaler Wörterbücher erschienen. Diese regionalen Mundartwörterbücher unterscheiden sich voneinander sehr, neben Wörterbüchern für kleinere und grössere Ortschaften finden wir Sammlungen des Wortschatzes einer Gegend oder eines Kantons; der fachliche Hintergrund der Autorinnen und Autoren ist ebenso unterschiedlich wie die Zielsetzungen der Werke, ihre sprachwissenschaftliche Fundierung oder die Aufarbeitung und Präsentation der lexikographischen Informationen.

Vor dem Hintergrund dieser vielgestaltigen Landschaft regionaler Mundartwörterbücher ist man als Sprachwissenschaftler besonders neugierig darauf, wie sich denn das vor kurzem erschienene «Senslerdeutsche Wörterbuch» präsentiert, ein Mundartwörterbuch, das von einem der profiliertesten Schweizer Sprachwissenschaftler und Dialektologen zusammen mit einem jüngeren Kollegen erstellt worden ist. Die Frage lässt sich kurz und knapp beantworten: Das «Senslerdeutsche Wörterbuch» ist ein gelungenes regionales Mundartwörterbuch, das fachlich fundiert erarbeitet ist, die Fülle seiner Angaben nicht nur einem spezialisierten Fachpublikum gut zugänglich macht und innovative Ansätze der Dialektlexikographie verwirklicht. So wird in diesem Wörterbuch der Darstellung des inhaltlichen Zusammenhangs der Wörter untereinander wie auch der Darstellung von Aspekten der Sprachvariation und des Sprachwandels besondere Beachtung geschenkt.

Grundlage des Wörterbuchs bilden die Auswertung der bestehenden wissenschaftlichen Literatur zum Senslerdeutschen (Walter Henzens «Die deutsche Freiburger Mundart» von 1927 und der «Schweizerdeutsche Sprachat-

las»), der Sensler Mundartliteratur, bestehender Wortsammlungen und Tonbandaufnahmen zum Senslerdeutschen sowie eine Befragung in 13 Ortschaften, wobei immer eine ältere (über 65) und eine jüngere Person (unter 25) befragt worden sind. Die Angaben des «Senslerdeutschen Wörterbuchs» sind somit breiter abgestützt als bei den meisten Mundartwörterbüchern.

Wörterbücher sind dazu da, dass man in ihnen Wörter nachschlägt. Aber dieses Nachschlagen kann je nach Wörterbuchtyp recht unterschiedlich sein. Wenn von Nachschlagen die Rede ist, denken wir meist an das Schreiben von Texten in der Standardsprache: Um uns zu vergewissern, mit wie vielen *h* das Wort *Rhythmus* nun schon wieder zu schreiben ist, greifen wir zum Rechtschreibwörterbuch; wenn wir unsicher sind, ob wir über einen Welpen schreiben können, er *winsle* oder ob er auch *fiepen* kann, ziehen wir ein grösseres Bedeutungswörterbuch zu Rate. Im Gegensatz dazu werden Mundartwörterbücher kaum je konsultiert zur Klärung sprachlicher Probleme beim Verfassen von Texten. Vielmehr dienen sie hauptsächlich dazu, sich näher über Eigenheiten eines bestimmten Dialektes ins Bild zu setzen. Ein kleiner fachlicher Benutzerkreis nutzt sie, um historische, sprachgeschichtliche oder weitere sprachwissenschaftliche Fragen zu klären. Den grösseren Teil der Benutzer stellen sprachinteressierte Laien dar, und für die hat ein Mundartwörterbuch «viel mehr von einem Lesebuch, in dem man zu seiner Unterhaltung und Belehrung liest», wie die Autoren in ihren Benutzerhinweisen festhalten.

Walter Haas und Christian Schmutz haben ihr Wörterbuch denn auch so konzipiert, dass darin gerade auch sprachinteressierte Laien mehr und Genaueres über das Senslerdeutsch erfahren können. Die Artikel enthalten zwar mehr Informationen als in regionalen Mundartwörterbüchern üblich, aber sie sind kurz gehalten, übersichtlich aufgebaut und leseanregend gestaltet. Zum Beispiel finden sich Quellenangaben und Hinweise auf einschlägige Stellen in der wissenschaftlichen Literatur im Kleingedruckten am Schluss des Artikels, so dass sie problemlos überlesen werden können. Sprachwissenschaftler oder Historikerinnen erhalten aber präzise Hinweise; in einzelnen Fällen auch darauf, dass ein Wort so nicht im «Idiotikon» verzeichnet (z. B. *zämetschätteret*) oder nicht in Mundartwörterbüchern zu finden ist.

Die Wörter werden nicht durch eine wissenschaftliche Lautschrift wiedergegeben. Die Schreibung stützt sich vielmehr auf die bestehenden Richtlinien zur Schreibung des Senslerdeutschen, mit denen das interessierte Sensler Publikum teilweise vertraut ist, mit einigen Präzisierungen für Zwecke des Wörterbuchs. Allfällige *l*-Vokalisierung – die Aussprache von *l* als *u* an bestimmten Stellen in Wörtern, einer der «erfolgreichsten» Lautwandel im neueren Schweizerdeutschen, der sich vermutlich vom Oberaargau her ausgebreitet hat – wird bei den Stichwörtern durch ein *l* mit untergesetztem Punkt markiert, was eine bessere Lesbarkeit ermöglicht als etwa eine Schreibung mit *u*. Die Benutzung des Wörterbuchs wird auch durch durchdachte lexikographisch-handwerkliche Kleinigkeiten erleichtert: Dem Wörterbuch ist ein Lesezeichen beigegeben, auf dem, wie beim Kursbuch, die wichtigsten Kürzel abgedruckt sind. Zudem enthält es eine ausklappbare Grundkarte des Gebiets des Senslerdeutschen, die

bei Bedarf während des Nachschlagens sichtbar ist, wofür Benutzer von ausserhalb des Sprachgebiets besonders dankbar sind. Einzelne Artikel sind zur näheren Erläuterung mit Karten, Schemata oder Zeichnungen versehen. Die Zeichnungen geben in erster Linie alte Handwerksgeräte wieder, so dass wir nicht nur erfahren, dass ein *Neewer* ein langer Holzbohrer ist, sondern uns auch gleich ein Bild davon machen können.

Den Kern des Wörterbuchs bildet die Darstellung des Typischen am Senslerdeutschen in Wortschatz und Lautung, denn das, was an einer Mundart besonders auffällt, ist es, worüber Sprachinteressierte zunächst einmal mehr wissen wollen. Eine Senslerin prüft vielleicht mal nach, ob die ihr veraltet vorkommenden Wörter *Pääggl* und *gùuch* tatsächlich Plaffeier Ausdrücke sind, wie das die Grossmutter immer behauptet hat. Ein Stadtberner könnte dem Gebrauch von *cho* als Hilfsverb im Sinne von «werden» nachgehen oder seiner Beobachtung, *juscht* werde im Senslerdeutschen in mehr Zusammenhängen verwendet als im Berndeutschen, oder lautlichen Auffälligkeiten wie den häufigen gerundeten Vokalen.

Neben Auffälligkeiten nehmen Sprachinteressierte auch etymologische Belange wunder. Die Frage nach der Etymologie eines Wortes wird häufig an Sprachwissenschaftler gerichtet, meist in der Formulierung, was denn dieses Wort eigentlich bedeute. Um diesem Interesse Rechnung zu tragen, sind die Autoren das «Wagnis» eingegangen, bei Wörtern, die sich nicht direkt an hochdeutsche Wörter anschliessen lassen und damit nicht in den bestehenden etymologischen Wörterbüchern des Deutschen nachgeschlagen werden können, Hinweise zur Herkunft anzufügen. Angegeben werden vor allem die mittel- und althochdeutsche Form des Wortes und deren Bedeutung. Ein Wagnis ist es insofern, weil in einem Wörterbuch nicht Platz dafür da ist, um Etymologien zu diskutieren. Dass die Etymologie ein Geschäft ist, das vorsichtiges Vorgehen erfordert, wird den Lesern gegebenenfalls durch Hinweise auf die eingeschränkte Geltung einer Annahme («Umlaut wohl nach», «ev. verwandt mit», «es wäre verlockend das Wort an ... anzuschliessen, doch fehlen dafür die Belege für ein ganzes Jahrtausend») oder gar den klaren Vermerk «Herkunft unbekannt» verdeutlicht.

Die Autoren wollen ein der Sprachrealität angemessenes Bild des Senslerdeutschen vermitteln. Sie erläutern schon in den Benutzerhinweisen, dass ein Mundartwörterbuch kein Normsenslerdeutsch präsentieren kann, dass Variation zur Realität einer gesprochenen Mundart gehört. Diese Variation wird im Wörterbuch auch sichtbar gemacht. So finden sich am Artikelende Hinweise auf gebräuchliche lautliche Varianten des betreffenden Wortes. Häufigere Lautvarianten sind im Wörterverzeichnis angeführt mit einem Hinweis auf die Hauptvariante, bei der das Wort behandelt wird («Majonees s. Mejonees»). Auch die Angaben zur Verbreitung eines Wortes weisen auf Sprachvariation hin. Die Orte, in denen ein Wort im «Schweizerdeutschen Sprachatlas» belegt oder in denen es durch die Befragung nachgewiesen ist, werden mit Kürzeln aufgeführt. In einzelnen Fällen wird die Verbreitung eines Wortes auch mittels Karten gezeigt.

Variation wird ebenfalls in den Beispielsätzen der Artikel sichtbar, weil die Schreibung der Beispiele der Quelle folgt. Beispiele unterstützen die Beschreibung einer Bedeutung, denn sie führen ein Wort im Gebrauch innerhalb eines Satzes vor. Zudem können Beispielsätze dazu beitragen, zum blätternen Lesen in einem Wörterbuch anzuregen, wenn sie einen gewissen Unterhaltungswert aufweisen. Die Autoren haben es sich nicht nehmen lassen, möglichst unterhaltsame Beispielsätze anzuführen. Mit Vergnügen liest man etwa, angesichts der heutigen Entwicklungen im Flugverkehr und im Flugverkehrsgeschäft, den Beispielsatz unter dem Stichwort *Flüüg-maschyna*: «*as hät jetz newa a gwössa Zeppelin a Flögmaschine arsünnet*».

Eine Besonderheit des «Senslerdeutschen Wörterbuchs» ist es, dass sich darin in grossem Umfang Angaben zur Lebendigkeit des Wortschatzes finden, die sich auf die erwähnte Befragung der jüngeren und älteren Generation stützen können. Verzeichnet werden neun Lebendigkeitsgrade von *ausgestorben* über *veraltet* oder *veraltend* bis *neu*. In einzelnen Fällen wird Sprachwandel auch mittels Karten dargestellt (z. B. *ruusse* oder *Bramböri*).

Wenn vom Wörterbuch als Lesebuch die Rede war, so ist dabei an ein blätternes, herumstöberndes Lesen gedacht und nicht daran, dass jemand eine bestimmte Wörterbuchstrecke durchliest. Wörterbücher setzen einem nicht nur auf schnelles Nachschlagen hin orientierten Lesen eher Widerstände entgegen. Sie bestehen nicht nur aus einer Vielzahl einzelner, abgeschlossener Artikel, durch die Anordnung der Artikel in einem Wörterbuch werden Wörter isoliert und in erster Linie für sich allein behandelt. Wörter wie *Adressiermaschine*, *adrett* und die *Adria* haben nichts miteinander zu tun, ausser der Tatsache, dass sie in alphabetischen Wörterbüchern des Deutschen oft direkt aufeinander folgen. Dieses prinzipielle Auseinanderreissen inhaltlicher Zusammenhänge des Wortschatzes durch Wörterbücher ist übrigens schon Eugen, dem Titelhelden aus Klaus Schädelins bekanntem Jugendbuch «Mein Name ist Eugen», aufgefallen, als er im Rechtschreibduden nachschlagen sollte: «Ich habe nämlich besagtes Wörterbuch geöffnet. Wörterbuch, das ist der richtige Ausdruck. Nichts als Wörter, ohne allen Zusammenhang und grundlangweilig.» Das «Senslerdeutsche Wörterbuch» hätte Eugen viel besser gefallen als der Rechtschreibduden, sind doch hier inhaltliche Beziehungen der Wörter untereinander durch zahlreiche Hinweise sichtbar gemacht. Wir finden nicht nur Verweise auf Synonyme, Antonyme oder Ober- und Unterbegriffe. Verzeichnet sind auch Relationen zwischen Teilen und Ganzem: So werden beim *Wölù* dessen Teile von der *Chetti* über den *Gydong* bis zum *Träppi* aufgeführt, und bei den Teilen wird auf den Eintrag *Wölù* verwiesen. Beim *Wölù* findet sich zudem ein dünner Pfeil, der auf *Outo* verweist. Er ist ein Hinweis auf weitere inhaltliche Zusammenhänge, darauf, dass *Wölù* und *Outo* zu einem Wortfeld *Fahrzeuge* oder *Verkehrsmittel* gehören, zusammen mit *Flüüger*, *Camion*, *Töff* usw. *Outo* ist übrigens als Leitwort dieses Wortfeldes angesetzt, bei diesem Eintrag wird auf alle anderen Wörter verwiesen, während diese nur auf *Outo* verweisen.

Zur Verdeutlichung inhaltlicher Zusammenhänge dienen in einzelnen Fällen auch Schemata oder schematische Skizzen. So findet sich bei *aha* eine Skizze



der Richtungsadverbien, allerdings wird von den Artikeln der anderen Richtungsadverbien her nicht auf diese Skizze verwiesen. Ein Wortfeld, nämlich Bezeichnungen für Menschen von den einigermaßen neutralen Bezeichnungen bis hin zu den Schimpfwörtern, wird in einem Anhang ausführlich dargestellt. Zwei weitere Anhänge erläutern die Pronomen und einige lautliche Besonderheiten des Senslerdeutschen.

Denkbar wäre eventuell ein weiterer Anhang mit einer Übersicht über die wichtigsten Wortbildungssuffixe. Kleine Kommentare dazu finden sich im Wörterbuch, etwa zum substantivierenden Suffix *-eta*. Dieses kann die Funktion haben, Ableitungen von Verben zu bilden (*Schlegleta*), ein Substantiv zu bilden, das eine bestimmte Menge bezeichnet (*Gableta*), oder eines, das alles bezeichnet, was zu einem bestimmten Bereich gehört (*Zuuneta*). Bei den zitierten Wörtern finden sich kurze Erläuterungen zur Funktion dieses Suffixes, auf die von anderen Wörtern her verwiesen wird, etwa von *Chopfeta* auf *Zuuneta* – eine geschickte Anordnung zur Anregung des blätternden Lesens. Allerdings wäre eine zusätzliche systematische Übersicht im Anhang durchaus noch nützlich. Im Hinblick auf den Zweck eines Mundartwörterbuchs, sich nicht zuletzt zur belehrenden Unterhaltung benutzen zu lassen, wäre für eine zweite Auflage auch zu überlegen, ob man dem Wörterbuch nicht eine CD begeben könnte, auf der eine Auswahl der Stichwörter und Beispielsätze zu hören wäre. Man sieht: die Qualität dieses Wörterbuchs und sein vielfältiges Angebot an Informationen wecken Begehrlichkeiten.

In den Vorworten vieler Wörterbücher äussern die Autoren die Hoffnung, dass ihr Wörterbuch auch als Lesebuch dienen möge. Nur wenige Wörterbücher lösen aber ein derartiges Versprechen auch wirklich ein. Schon gar nicht, wenn sie eine Fülle differenzierter Angaben bieten wie das vorliegende Werk. Deshalb stellt sich die Frage, wen man eigentlich mehr zu diesem Wörterbuch beglückwünschen sollte: die Autoren oder die (interessierten) Sprecherinnen und Sprecher des Senslerdeutschen.

JÜRGEN NIEDERHAUSER